

# MANESSE BIBLIOTHEK





Olive Schreiner

# **DIE GESCHICHTE EINER AFRIKANISCHEN FARM**

Roman

Aus dem Englischen übersetzt  
von Viola Siegemund

Nachwort von Doris Lessing

MANESSE VERLAG



Meiner Freundin  
Mrs. John Brown aus Burnley  
sei dieser Erstling meiner Feder  
herzlich gewidmet.

*Ralph Iron<sup>1</sup>*  
*South Kensington, London, im Juni 1883*



Man muss auf die ersten Bilder der Außenwelt achten, die sich im blinden Glas seiner Gedanken spiegeln, muss den ersten Worten lauschen, bei denen seine schlummernden Geisteskräfte erwachen, und darf ihn bei seinen frühesten Vorstößen niemals allein lassen, will man verstehen, welche Vorurteile, welche Gewohnheiten, welche Leidenschaften sein Leben einmal beherrschen werden. In der Wiege des Kindes liegt sozusagen schon der mündige Mensch.

*Alexis de Tocqueville*<sup>2</sup>



## Erster Teil



Der volle afrikanische Mond goss sein Licht aus dem tiefdunkelblauen Himmel hinab in das weite, verlassene Land. Der trockene, sandige Boden mit seinem Überzug aus dürrer, gedrunge-  
nen *Karoosträuchern*, die flachen Hügel am Rande der Ebene, die Milchbüsche mit ihren langen, fingerhaften Ästen – im bleichen Schein war dies alles von einer übernatürlichen und fast beklemmenden Schönheit.

An einer einzigen Stelle wurde das andächtige Gleichmaß der Landschaft durchbrochen. Ungefähr in ihrer Mitte erhob sich eine kleine, einsame *Kopje*. Abgeschieden lag sie da; ein Haufen runder Eisensteine, aufgetürmt wie über dem Grab eines Riesen. Hier und da spitzten Grasbüschel oder kleine Fettpflanzen zwischen den Felsen hervor, und auf dem höchsten Punkt streckten ein paar Feigenkakteen ihre dornigen Arme gen Himmel und warfen wie Spiegel mit ihren dicken, breiten Blättern das Mondlicht zurück. Am Fuß der *Kopje* lag das Gehöft. Zuvor-

derst die steinummauerten *Schafskrale* und die Kaffernhütten<sup>3</sup>; dahinter die Wohnstatt, ein vier-eckiges Backsteingebäude mit Strohdach. Selbst die nackten roten Außenwände und die Holzleiter, die zum Speicher führte, bannte der Mond in traumgleiche Schönheit, und das Mäuerchen vor dem Haus, das einen bescheidenen Flecken Sand samt zwei trostlosen Sonnenblumen umgab, ward schier ins Feenhafte verklärt. Das Zinkdach des großen, offenen Fahrzeugschuppens und die Dächer der Wirtschaftsgebäude, die daneben hervorsprangen, leuchteten im Licht derart strahlend hell auf, dass es aussah, als wären die Blechlamellen aus blank poliertem Silber.

Überall regierte der Schlaf, und auf dem Hof war es nicht minder still als in der menschenleeren Landschaft.

Im Farmhaus wälzte Tant' Sannie, die Burenfrau<sup>4</sup>, sich auf ihrer imposanten hölzernen Bettstatt unruhig im Schlaf.

Wie immer hatte sie sich angezogen ins Bett gelegt, doch die Nacht war warm, die Luft im Zimmer war stickig, und so träumte sie schlecht. Nicht von den Geistern und Ungeheuern, die im Wachzustand so oft ihre Gedanken heimsuchten; weder von ihrem zweiten Ehemann, dem schwindsüchtigen Engländer, der hinter den Straußengehegen begraben lag, noch von

ihrem ersten, dem jungen Buren, sondern von den Schafsfüßen, die sie zu Abend gegessen hatte. Im Traum war ihr einer davon im Hals stecken geblieben, und jetzt wuchtete sie ihren massigen Leib hin und her und stöhnte fürchterlich.

Nebenan, wo die Magd vergessen hatte, die Läden zu schließen, und fahl das Mondlicht ins Zimmer flutete, war es taghell. An der Wand standen zwei kleine Betten. In einem lag ein blondes Mädchen mit niedriger Stirn und einem Gesicht voller Sommersprossen; doch der zärtliche Schein verbarg auch hier jeden Makel, und nur das unschuldige Antlitz eines Kindes im ersten süßen Schlummer war auszumachen.

Auf die Gestalt im Nachbarbett fiel das Mondlicht mit Fug und Recht, denn ihr Liebreiz war geradezu elfenhaft. Dem Kind war die Decke zu Boden gerutscht, und der Mond blickte auf seine nackten, schwächtigen Schenkel. Da schlug die Kleine die Augen auf und sah, dass sie in weißes Licht getaucht war.

«Em!», raunte sie der Schlafenden in dem anderen Bett zu, doch es kam keine Antwort, woraufhin das Mädchen die Decke aufhob, sein Kissen umdrehte, sich das Laken über den Kopf zog und wieder einschlief.

Nur in einem der Gebäude neben dem Fahr-

zeugschuppen lag noch jemand wach. Es war dunkel im Zimmer, Tür und Fensterläden waren geschlossen, kein Lichtstrahl drang ein. Der deutsche Aufseher, der das Häuschen bewohnte, schlief tief und fest auf seinem Bett in der Ecke; die starken Arme hatte er über der Brust verschränkt, und sein dichter, grau durchsetzter schwarzer Bart hob und senkte sich mit jedem Atemzug. Doch einer im Zimmer schlief nicht. Zwei große Augen durchsuchten die Finsternis, und zwei kleine Hände zogen die bunte Steppdecke glatt. Der Junge lag auf einem Kasten unter dem Fenster und war soeben zum ersten Mal aufgewacht. Er zog sich die Decke übers Kinn, bis nur noch ein wilder Schopf weicher schwarzer Locken und zwei schwarze Augen hervorlugten, und starrte im Dunkeln vor sich hin. Nichts war auch nur ansatzweise zu erkennen, nicht mal ein wurmstichiger Dachsparren oder der einfache Tisch mit der Bibel, aus der sein Vater vor dem Schlafengehen vorgelesen hatte. Wo sich die Werkzeugkiste befand und wo der Kamin, war schwer zu sagen. Die vollkommene Finsternis beeindruckte das Kind zutiefst.

Am Kopfbende des väterlichen Bettes hing eine große silberne Jagduhr, die laut tickte. Der Knabe lauschte und fing unwillkürlich an mitzuzählen. Tick... tick... tick! Eins, zwei, drei, vier!

Irgendwann kam er aus dem Takt und hörte nur noch zu. Tick... tick... tick... tick!

Nie hielt sie inne; unerbittlich machte sie weiter, und bei jedem Ticken *musste jemand sterben!* Der Knabe richtete sich halb auf und horchte. Wenn sie doch nur aufhören würde!

Wie oft sie wohl schon getickt hatte, seitdem er zu Bett gegangen war? Tausendmal, Millionen Mal vielleicht.

Er versuchte erneut, mitzuzählen, und setzte sich auf, um keinen Schlag zu verpassen.

«Sterben, sterben, sterben!», sagte die Uhr.  
«Sterben, sterben, sterben!»

Es war ganz deutlich zu vernehmen. Wohin gingen sie bloß, all diese Leute?

Schnell legte er sich hin und zog sich die Decke über den Kopf, doch sogleich kamen die seidigen Locken wieder zum Vorschein.

«Sterben, sterben, sterben!», sagte die Uhr.  
«Sterben, sterben, sterben!»

Ihm fiel wieder ein, was sein Vater abends vorgelesen hatte: *Gehet ein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis abführt; und ihrer sind viele, die darauf wandeln.*<sup>5</sup>

«Viele, viele, viele!», sagte die Uhr.

*Und die Pforte ist eng, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt; und wenige sind ihrer, die ihn finden.*

«Wenige, wenige, wenige!», sagte die Uhr.

Mit weit aufgerissenen Augen lag der Junge da. Vor sich sah er einen Menschenstrom, eine ungeheure schattenhafte Masse, die immer weiter vorrückte, bis sie an den düsteren Rand der Welt kam, wo einer nach dem anderen hinabstürzte. Er sah sie an sich vorbeiziehen; nichts konnte sie aufhalten. Seit Jahrhunderten rauschte dieser Strom durch die Zeit – schon die alten Griechen und Römer waren so in den Abgrund gestürzt, und Millionen Chinesen und Inder befanden sich gerade im freien Fall. Wie viele wohl gestorben waren, seitdem er sich schlafen gelegt hatte?

Und die Uhr sprach: «Ewigkeit, Ewigkeit, Ewigkeit!»

«Stehen bleiben! Stehen bleiben!», rief das Kind.

Und währenddessen tickte die Uhr einfach weiter – wie Gottes Wille, der weder wankt noch sich wandelt, egal, was man anstellt.

Dem Knaben standen dicke Schweißtropfen auf der Stirn. Er kletterte aus dem Bett und legte sich mit dem Gesicht nach unten auf den Lehm Boden.

«O Gott, lieber Gott! Rette sie!», schluchzte er verzweifelt. «Nur ein paar, nur ein paar! Nur einen für jeden Augenblick, den ich hier bete.»

Er faltete die kleinen Hände über dem Kopf.  
«Gott! Gott! Rette sie!»

Und dann wand er sich auf dem Boden.

Ach, wie lange stürzten die Menschen schon in diesen Abgrund! Wie lange würden sie so noch ihr Leben lassen? O Gott! Wieso nimmt die Ewigkeit niemals ein Ende?

Das Kind weinte und presste sich noch flacher auf den Boden.

### *Das Opfer*

Bei Tageslicht sah die Farm ganz anders aus als im Mondschein. Die Landschaft entpuppte sich als öde Ebene aus lockerem rotem Sand, die spärlich mit verdorrtem Karoogestrüpp bewachsen war, das bei jedem Schritt knackte wie Zunder und die Erde zwischen den Zweigen aufleuchten ließ. Hier und da hob ein Milchbusch seine blassen Ruten, und überall wuselten Ameisen und Käfer über den sengenden Sand. Die roten Außenwände des Farmhauses, die Zinkdächer der Wirtschaftsgebäude, die Mauern um die Krale – alle warfen das grelle Sonnenlicht mit einer Schärfe zurück, dass man irgendwann vor Schmerzen den Blick senken musste. Weit und breit standen weder Baum noch Strauch. Die beiden Blumen vor der Tür

hatten den Machtkampf mit der Sonne verloren und ließen die frechen Köpfe hängen, und ein paar kleine, zikadenähnliche Insekten schrillten laut zwischen den Steinen der *Kopje*.

Die Burenfrau war bei Lichte besehen noch ungestalter als träumend und sich wälzend im Bett. Die Kaffeetasse in der Hand und die Füße auf einer Holzbank saß sie in der großen Wohnstube, wischte sich mit dem Schürzenzipfel über das breite Gesicht und fluchte auf Kapholländisch, das Wetter solle gefälligst der Teufel holen. Und auch ihre kleine Stieftochter, das Kind des verstorbenen Engländers, sah mit ihren Sommersprossen und der niedrigen, gefurchten Stirn, die vor dem Sonnenlicht keine Gnade fanden, nunmehr nicht halb so entzückend aus wie nachts zuvor.

«Lyndall», sagte das Mädchen zu seiner verwaisten Cousine, die mit ihm auf dem Boden hockte und Perlen auffädelte, «wieso rutschen dir die Perlen nie von der Nadel?»

«Ich gebe mir eben Mühe», gab die Kleine hoheitsvoll zurück und befeuchtete ihren winzigen Finger.

Der deutsche Aufseher, bei Tage betrachtet ein Hüne in abgetragenen Kleidern, der die alberne Angewohnheit hatte, sich die Hände zu reiben und übereifrig zu nicken, wenn ihm et-

was zusagte, stand draußen bei den Kralen in der glühenden Hitze und erzählte zwei Kaffernjungen vom drohenden Weltuntergang. Während sie ihre Kuhfladen zerstückelten, zwinkerten die beiden einander verschwörerisch zu und ließen sich so viel Zeit wie möglich, aber der Deutsche bemerkte es gar nicht.

Jenseits der *Kopje* hütete sein Sohn Waldo die Mutterschafe und ihre Lämmer, eine kleine, staubige Schar. Er war von Kopf bis Fuß mit rotem Sand überpudert, trug einen ausgefrans-ten Mantel und löchrige Raulederschuhe, aus denen vorne die Zehen herausguckten. Sein zu großer Hut war ihm in die Stirn gerutscht, und von den seidigen schwarzen Locken war nichts mehr zu sehen. Eine seltsame kleine Gestalt. Seine Schützlinge machten ihm wenig Mühe. Es war zu heiß, um auszureißen. Stattdessen schar-ten die Tiere sich um jeden noch so mickrigen Milchbusch, als hofften sie, dort Schatten zu fin- den, und rührten sich nicht von der Stelle. Wal- do selbst kroch unter einen Felssporn am Fuße der *Kopje*, legte sich auf den Bauch und streckte seine abgewetzten kleinen Schuhe in die Luft.

Kurz darauf förderte er aus dem blauen Beu- tel, in dem er sein Mittagessen aufbewahrte, feierlich ein Stück Schiefer, ein Rechenheft und einen Griffel zutage und machte sich hoch kon-

zentriert an eine Rechenaufgabe: «Sechs und zwei ist acht... und vier ist zwölf... und zwei ist vierzehn... und vier ist achtzehn.» Er hielt inne. «Und vier ist achtzehn... und... vier... ist achtzehn.» Der letzte Teil kam ihm nur schleppend über die Lippen. Langsam glitten erst der Griffel und dann die Schieferscherbe in den Sand. Eine Zeitlang lag Waldo regungslos da, dann murmelte er leise etwas vor sich hin, verschränkte geistesabwesend die Ärmchen und ließ den Kopf darauf sinken, und wäre ihm nicht hin und wieder ein undeutlicher Laut entfahren, man hätte durchaus denken können, er sei eingeschlafen. Erst Minuten später, als ihn neugierig ein altes Schaf beschnupperte, hob er wieder den Kopf. Sein trauriger Blick blieb an den Bergen hängen, die in der Ferne aufragten.

«Werdet ihr's empfangen... werdet ihr's empfangen... *werdet, werdet, werdet*»,<sup>6</sup> flüsterte er.

Danach setzte er sich auf. Allmählich wichen Mattheit und Schwermut aus seinem Gesicht und es hellte sich wieder auf. Jetzt zur Mittagszeit trafen die Strahlen der Sonne senkrecht auf die Erde, und sie fing an, vor seinen Augen zu vibrieren.

Schnell stand der Junge auf und befreite eine Stelle am Boden von dem dort wachsenden Gestrüpp. Dann begab er sich auf die Suche nach

zwölf in etwa gleich großen Steinen, die er an besagter Stelle säuberlich zu einem viereckigen Häuflein aufschichtete, das anmutete wie ein Altar. Anschließend griff er zu dem Beutel mit seinem Mittagessen, das aus einem Hammelkotelett und einer dicken Scheibe Schwarzbrot bestand. Er begutachtete das Brot eingehend von allen Seiten, bevor er es wegwarf und das Fleisch auf den steinernen Altar platzierte. Dicht daneben ging er im roten Sand auf die Knie. Seit Anbeginn der Menschheit hatte es wohl noch keinen so zerlumpten kleinen Priester gegeben! Waldo nahm seinen Schlapphut ab und legte ihn behutsam auf den Boden, dann schloss er die Augen und faltete die Hände. Er betete laut.

«O Gott, mein Vater, ich will dir ein Opfer darbringen. Ich habe nur zwei Pence, deshalb kann ich kein Lamm kaufen. Wenn die Lämmer mir gehören würden, würde ich dir eins geben, aber zur Stunde habe ich nur das Fleisch hier, mein Fleisch fürs Mittagessen. Bitte, Vater, schick Feuer vom Himmel, damit es in Flammen aufgeht. Du hast gesagt:<sup>7</sup> Wer zu diesem Berge spräche: ‹Wirf dich ins Meer!› und zweifelte nicht, so wird's ihm geschehen, was er sagt. Ich bitte in Jesus Christus' Namen. Amen.»

Dann sank er mit dem Gesicht nach unten zu Boden und faltete die Hände über seinen Lo-

cken. Die Sonne brannte heiß auf seinen Scheitel und seinen Altar. Er wusste genau, was zu sehen sein würde, wenn er jetzt aufblickte: die Herrlichkeit Gottes! Vor lauter Angst wollte ihm fast das Herz stehen bleiben, er atmete schwer und bekam keine Luft. Er wagte es nicht, hinzuschauen. Irgendwann hob er den Kopf: Über ihm ein regloser, heiterer Himmel, unter ihm rote Erde, dort die stummen, zusammengeroteten Schafe und hier sein Altar – das war alles.

Er legte den Kopf in den Nacken. Nichts brach die tiefe Stille des blauen Firmaments. Verunsichert sah er sich um, dann senkte er wieder das Haupt, aber diesmal länger als zuvor.

Als er zum zweiten Mal aufblickte, schien erneut alles unverändert; nur das Fett des kleinen Hammelkoteletts war in der Sonne geschmolzen und tropfte jetzt auf die Steine.

Schließlich beugte er sich ein drittes Mal vor, und als er endlich wieder zum Altar aufsah, tummelten sich die ersten Ameisen auf dem Fleisch.

Waldo stand auf und scheuchte sie fort. Dann drückte er sich den Hut auf die glühenden Locken und setzte sich in den Schatten, wo er fest seine Knie umklammerte. So hockte er da und harrete der Dinge, die da kommen mochten. Die Herrlichkeit des allmächtigen Gottes! Er wusste, dass sie ihm offenbar werden würde.

Der liebe Gott will mich prüfen, dachte er und blieb in der brütenden Nachmittagshitze sitzen. Obwohl die Sonne allmählich unterging, übte er sich in Geduld, und auch als sie sich dem Horizont näherte und die Schafe längst lange Schatten über die Karoo warfen, saß er noch da. Selbst als die ersten Strahlen die Hügelkette berührten, gab er die Hoffnung nicht auf, doch als die Sonne schließlich dahinter abgetaucht war, rief er seine Schafe zusammen, riss den Altar nieder und warf das Fleisch weit, weit von sich ins Feld.

Hinter seiner Herde trottete er nach Hause. Ihm war schwer ums Herz. «Gott kann nicht lügen», sagte er sich. «Dabei habe ich doch geglaubt! Aber es kam einfach kein Feuer. Ich bin wie Kain: Gott will mich nicht! Er wird mich nie erhören. Gott hasst mich.»

Dem Jungen war schwer ums Herz. Am Gatter zum Schafskral warteten schon die zwei Mädchen.

«Komm», sagte die blonde Em, «wir spielen Coop! Noch ist es hell genug. Waldo, du versteckst dich auf der *Kopje*, und Lyndall und ich machen hier drüben die Augen zu und schauen nicht hin, versprochen!»

Die Mädchen verbargen die Gesichter in der Kralmauer, und der Knabe erklomm die *Kopje*.

Auf halbem Weg duckte er sich zwischen zwei Felsen und gab das Signal. In diesem Moment trat der Milchhirte, ein Kaffer, mit zwei Eimern aus dem Rinderkral. Er sah krank aus.

Ach, dachte Waldo, vielleicht stirbt er ja heute Abend und kommt in die Hölle! Ich muss unbedingt für ihn beten.

Und dann: Wo werde *ich* eigentlich mal hinkommen? Er betete geradezu fieberhaft.

«Das ist verkehrt», protestierte die kleine Em, als sie ihn zwischen den Steinen in einer höchst unnatürlichen Haltung vorfand. «Waldo, was machst du denn da? So geht das Spiel nicht. Du musst rauskommen, wenn wir bei dem weißen Stein sind. Halt dich doch an die Regeln!»

«Ich... ich halte mich schon an die Regeln», sagte der Knabe kleinlaut, nachdem er aus seinem Versteck gekrochen war. «Ich... ich hatte sie bloß vergessen, aber jetzt spiele ich mit.»

«Er hat geschlafen», sagte die sommersprossige Em.

«Nein», entgegnete die schöne kleine Lyndall und musterte Waldo aufmerksam, «er hat geweint.»

Sie täuschte sich nie.

## *Das Geständnis*

Zwei Jahre später saß der Junge eines Nachts allein auf der *Kopje*. Wie so oft hatte er sich leise aus dem väterlichen Zimmer geschlichen, denn wenn er dort betete oder weinte, bestand Gefahr, dass sein Vater aufwachte und es mitbekam. Doch so wusste niemand von seiner Verzweiflung und seinem Schmerz, und Waldo vergrub beide tief in seinem Herzen.

Er klappte die Krimpe seines Schlapphutes hoch und betrachtete den Mond. Dabei fiel sein Blick auf die Blätter des Feigenkaktus, der direkt vor ihm in den Himmel ragte. Unaufhörlich waren sie am Glitzern, genau wie sein Herz – kalt, hart und böse. Denn auch das Herz in seiner Brust schmerzte oft, als steckten darin lauter scharfe Glassplitter. Eine halbe Stunde saß er schon so da und traute sich nicht zurück in sein stickiges Zimmer.

Dabei fühlte er sich schrecklich einsam. Auf der ganzen Welt gab es keinen so schlechten Menschen wie ihn, da war er sich sicher. Mit verschränkten Armen begann er zu weinen – aber nicht laut; es war ein tonloses Schluchzen, und seine Tränen hinterließen Brandspuren auf der Erde. Beten konnte er nicht. Monatelang hatte er Tag und Nacht gebetet, doch jetzt ging

es auf einmal nicht mehr. Als seine Tränen versiegt waren, hielt er sich mit braunen Händen den schmerzenden Kopf. Hätte man nur auf ihn zugehen und ihn zärtlich anrühren können, den armen, hässlichen kleinen Kerl! Ihm war wohl fast schon das Herz gebrochen.

Verquollenen Auges hockte er auf einer Steinplatte zuoberst der *Kopje*, und der Baum mit seinen Blättern hörte einfach nicht auf, ihn böse anzublinzeln. Prompt brach er wieder in Tränen aus, beruhigte sich dann und beäugte den Kaktus. Lange war es still, bis Waldo schließlich den Oberkörper aufrichtete und sich auf den Knien nach vorne beugte. Seit dem vorigen Jahr trug er ein Geheimnis im Herzen. Er hatte noch keinen Blick darauf riskiert und kein Wort darüber verloren, doch ein Jahr lang trug er es schon mit sich herum. «Ich hasse Gott!», entfuhr es ihm plötzlich. Der Wind nahm diesen Satz und sauste damit davon, zwischen die Steine und durch die Blätter des Feigenkaktus. Auf halbem Weg den Abhang hinunter war er praktisch schon wieder verhallt. Aber endlich hatte er es ausgesprochen!

«Ich liebe Jesus, aber ich hasse Gott.»

Auch diesmal trug der Wind seine Worte davon. Waldo stand auf und knöpfte sich den Mantel zu. Jetzt war er gewiss endgültig verloren, sei's drum. Immerhin war die halbe Welt dem

Untergang geweiht. Er würde nicht mehr um Gnade flehen. Besser so – besser, Bescheid zu wissen. Nun war alles vorbei. Besser so.

Er machte sich auf den Heimweg, den Abhang hinunter.

Besser so! Aber ach, die Einsamkeit, die unsäglichen Qualen – dieser Nacht und aller, die da folgen sollten. Und die Angst, welche tags wie ein fatter Wurm auf dem Herzen schläft und nachts erwacht, um sich zu laben!

Manch einer von uns sagt nach Jahren zum Schicksal: «Jetzt kannst du zum vernichtenden Schlag ausholen. Verfahre mit mir, wie du willst – aber lass mich nie wieder so leiden wie als Kind!»

Denn eben das sind die Widerhaken am Pfeil des kindlichen Leidens: bittere Einsamkeit und grenzenlose Naivität.

## 2

### Pläne und Buschmannmalereien

Schließlich kam das Jahr der großen Dürre, das Jahr 1862. Landauf, landab schrie die Erde nach Wasser. Mensch und Tier hoben die Augen zum unbarmherzigen Himmel, der sich wie das Dach eines ehernen Ofens über ihren Köpfen wölbte.

Auf der Farm sank von Tag zu Tag, von Monat zu Monat das Wasser in den Stauteichen, Schafe verendeten auf der Weide, die Rinder konnten sich kaum auf den Beinen halten und stolperten auf der Suche nach Nahrung von einer Futterstelle zur nächsten. Woche für Woche, Monat für Monat strahlte die Sonne von einem wolkenlosen Himmel, bis die Karoosträucher wie blattlose Stöckchen aussahen, die jemand in die Erde gerammt hatte, während die Erde selbst kahl und nackt war; nur die Milchbüsche streckten wie alte Weiber ihre verschrumpelten Finger gen Himmel und beteten um einen Regen, der niemals kam.

In diesem durstigen Sommer saßen am Nachmittag eines langen Tages auf der dem Gehöft abgewandten Seite der *Kopje* die beiden Mädchen. Obwohl die Zeit, als sie dort Verstecken gespielt hatten, nunmehr schon Jahre zurücklag, waren sie doch immer noch Kinder.

Ihre Kleider bestanden aus derbem dunklem Stoff, ihre schlichten blauen Schürzen reichten ihnen bis an die Knöchel und ihre Füße steckten in selbst genähten *Velschoen*.

Auf dem vorspringenden Felsen, unter dem sie hockten, waren noch einige alte Buschmannmalereien in Rot und Schwarz zu erkennen, da der steinerne Überhang die Farbe jahrhunder-

telang vor Wind und Regen geschützt hatte: fantasievolle Ochsen, Elefanten und Nashörner sowie ein Tier mit einem Horn, wie es kein Mensch je zu Gesicht bekommen hat oder bekommen wird.

Die Mädchen hatten es sich mit dem Rücken zu den Malereien bequem gemacht, im Schoß ein paar Farn- und Eiskrautblätter, die sie nach langem Suchen unter den Felsen gefunden hatten.

Em setzte ihr großes braunes *Kappje* ab, um sich nach Leibeskräften damit Luft zuzufächeln; ihre Spielgefährtin hingegen saß über die Blätter gebeugt und befestigte schließlich mit einer Nadel ein Eiskrautblatt an ihrer blauen Schürze.

«So müssen Diamanten aussehen, wie diese Tropfen», verkündete sie nach einem eingehenden Blick auf das Blatt und zerdrückte mit ihrem zierlichen Fingernagel eines der schillernen Bläschen. «Wenn ich mal erwachsen bin, dann trage ich echte Diamanten im Haar, genau solche.»

Das andere Mädchen machte große Augen und krauste skeptisch die niedrige Stirn. «Wo willst du die denn hernehmen, Lyndall? Die Steine, die wir gestern gesammelt haben, sind bloß wertlose Quarze. Sagt der alte Otto.»

«Du glaubst doch nicht, dass ich für immer

hierbleiben werde?» Die Lippe der Kleinen zitterte verächtlich.

«Nein, nein», sagte ihre Gefährtin. «Eines Tages kommen wir gewiss auch woanders hin, aber jetzt sind wir zwölf, und heiraten dürfen wir erst mit siebzehn. Vier oder fünf Jahre – das ist eine lange Wartezeit. Und vielleicht bekommen wir gar keine Diamanten, wenn wir mal heiraten.»

«Und du meinst, dass ich bis dahin hierbleibe?»

«Mh, wo willst du denn hin?», fragte Em.

Lyndall zerquetschte ein Eiskrautblatt zwischen den Fingern. «Tant' Sannie ist ein alter Drache», sagte sie. «Dein Vater hat sie nur geheiratet, weil er im Sterben lag und dachte, dass sie sich besser um uns und den Hof kümmern würde als eine Engländerin. Er wollte, dass wir Unterricht bekommen und zur Schule gehen. Dabei spart sie jeden Groschen für sich und hat uns noch kein einziges Buch gekauft! Triezen tut sie uns bloß nicht, weil sie Angst vor dem Geist deines Vaters hat! Erst heute Morgen hat sie zu ihrer Hottentottin<sup>8</sup> gesagt, sie hätte dich am liebsten verhaue, als du den Teller kaputt gemacht hast – aber anscheinend hat sie es vorgestern Nacht hinter der Speisekammertür rascheln und ächzen gehört und wusste gleich, dass dein Vater ihr hinterherspukt. Sie ist ein al-

ter Drache», wiederholte die Kleine und feuerte das Eiskrautblatt auf den Boden, «aber ich habe vor, zur Schule zu gehen.»

«Und wenn sie dich nicht lässt?»

«Dann zwingen sie eben.»

«Und wie?»

Die letzte Frage ihrer Cousine überhörte Lyndall geflissentlich und schlang die schmalen Arme fest um die Knie.

«Warum willst du denn unbedingt zur Schule gehen, Lyndall?»

«Weil in dieser Welt nur seinen Weg macht», erklärte das Mädchen mit Nachdruck, «wer sehr klug ist und alles weiß – wer gescheit ist.»

«Aber ich will nicht zur Schule gehen!», beharrte das kleine sommersprossige Gesicht.

«Brauchst du auch nicht. Wenn du siebzehn bist, sind wir die Burenfrau los; dann erbst du die Farm, mit allem, was dazugehört. Aber ich», fuhr die andere fort, «ich bekomme nichts. Deshalb muss ich lernen.»

«Ach Lyndall! Ich schenke dir gern ein paar von meinen Schafen», sagte Em in einem Anflug von huldvoller Freigiebigkeit.

«Deine Schafe kannst du behalten», gab Lyndall zurück. «Ich will etwas Eigenes haben. Wenn ich mal groß bin» – und mit jedem Wort erröteten ihre zarten Wangen noch eine Spur

tiefer – «wird es nichts geben, was ich nicht weiß. Ich werde sehr, sehr reich sein, und dann trage ich nicht nur sonntags, sondern jeden Tag reine weiße Seide und kleine Rosenknospen, wie die feine Dame in Tant' Sannies Schlafzimmer, und meine Unterröcke lasse ich alle besticken – nicht nur am Saum, sondern von oben bis unten.»

Bei der feinen Dame in Tant' Sannies Schlafzimmer handelte es sich um ein hinreißendes Geschöpf aus einem Modebogen, den die Burenfrau irgendwo aufgetan und ans Fußende ihres Bettes geklebt hatte, wo er von den Kindern seither glühend verehrt wurde.

«Das wäre sehr schön», sagte Em, wenngleich bei einem Traum von so viel himmlischer Herrlichkeit nach ihrem Dafürhalten wenig Aussicht auf Erfüllung bestand.

In diesem Moment tauchten am Fuß der *Kopje* zwei Gestalten auf: ein Hund mit glänzendem weißem Fell und einem gelben Schlappohr, das ihm übers linke Auge hing, und daneben sein jugendlicher Herr, kein Geringerer als der Knaabe Waldo, der zu einem stämmigen, linkischen Vierzehnjährigen herangewachsen war. Der Hund sprang flink die *Kopje* hinauf, sein Herr folgte ihm gemachten Schrittes. Er trug eine viel zu große zerschlissene Jacke, die an den Ärmeln

hochgekremgelt war, dieselben abgewetzten alten *Velschoen* wie früher und dazu einen Filzhut. Als er endlich oben bei den Mädchen ankam, hob Lyndall den Blick.

«Und, was hast du heute gemacht?», fragte sie.

«Hinterm Stauteich die Schafe und Lämmer gehütet. Schau mal!» Verschämt streckte er die Hand aus. «Die habe ich dir mitgebracht.»

Er hielt ihr ein paar zarte grüne Grashalme hin.

«Wo hast du die gefunden?»

«An der Staumauer.»

Lyndall steckte sich die Halme neben das Blatt an ihre Schürze.

«Sieht hübsch aus so», sagte Waldo und rieb sich mit einem verstohlenen Blick auf das Mädchen verlegen die klobigen Hände.

«Ja, aber die Schürze macht alles zunichte; sie gefällt mir nicht.»

Er sah näher hin.

«Nun, die Karos sind hässlich, aber an dir sieht sie gut aus – richtig schön.»

Stumm stand er vor ihnen, seine großen Hände hingen hilflos herunter.

Da fiel ihm etwas ein. «Heute ist jemand gekommen», stieß er zaghaft hervor.

«Wer?», fragten die Mädchen im Chor.

«Ein Engländer, er war zu Fuß unterwegs.»

«Wie sieht er aus?», wollte Em wissen.

«Darauf habe ich nicht geachtet», antwortete der Knabe stockend. «Aber er hatte eine sehr große Nase und wollte wissen, wo es zum Haus geht.»

«Hat er nicht gesagt, wie er heißt?»

«Doch. Bonaparte Blenkins.»

«Bonaparte!», rief Em. «Wie in dem Tanz, den Hottentotten-Hans immer auf seiner Geige spielt:

Bonaparte, Bonaparte, meine Frau ist krank;  
jede Woche außer Sonntag  
koch ich Reis und Bohnen.

Ulkiger Name!»

«Es gab schon mal einen Mann namens Bonaparte», sagte die Kleine mit den großen Augen.

«Ach ja, stimmt», nickte Em, «der arme Prophet, der von den Löwen gefressen wurde. Der tut mir immer leid!»

Lyndall warf ihr einen Blick zu.

«Er war der Allergrößte», sagte sie, «und ich bewundere ihn sehr.»

«Was hat er noch mal gemacht?», fragte Em, der aufging, dass sie sich mit ihrem Propheten geirrt hatte.

«Er war nur ein Mann, ein einzelner Mann», fing Lyndall an zu erzählen, «aber alle haben ihn gefürchtet. Dabei kam er aus keiner reichen Familie. Er war genauso unbedeutend wie wir, und doch hat er irgendwann die ganze Welt regiert. Zuerst war er bloß ein kleines Kind, aber dann wurde er Leutnant, dann General, und zum Schluss sogar Kaiser. Was er sich vorgenommen hat, das hat er auch zu Ende gebracht. Er hat gewartet und gewartet, bis es endlich so weit war.»

«Dann war er gewiss sehr glücklich», sagte Em.

«Das weiß ich nicht», erwiderte Lyndall, «aber er hat seine Ziele erreicht, und das ist besser, als glücklich zu sein. Er hat die Welt regiert und die Leute haben gezittert vor Angst. Also haben sie sich gegen ihn verschworen. Er war einer und sie waren viele, und schließlich haben sie ihn überwältigt, wie ein Rudel Wildkatzen, das sich in einen großen Hund verbeißt. Die feigen Wildkatzen haben nicht von ihm abgesehen. Sie waren viele, er war *allein*. Man hat ihn auf eine Insel im Meer verbannt, eine einsame Insel, und dort eingesperrt. Er war ein einzelner Mann, und trotzdem haben ihn alle gefürchtet. Es war sagenhaft!»

«Und was dann?», fragte Em.

«Dann saß er allein auf der Insel und wurde

Tag und Nacht bewacht», fuhr die Kleine mit leiser, beherrschter Stimme fort. «In den langen, einsamen Nächten lag er wach und sinnierte darüber, was er alles vollbracht hatte und was er tun würde, wenn man ihn endlich freiließe. Und wenn er tagsüber am Strand spazieren ging, kam ihm das Meer vor wie eine kalte Kette, die ihm die Luft abschnürte.»

«Und dann?», fragte Em gespannt.

«Ist er auf der Insel gestorben. Er kam nie wieder frei.»

«Eigentlich eine schöne Geschichte», sagte Em. «Aber sie hat so ein trauriges Ende.»

«Das Ende ist grausam und schrecklich», sagte die kleine Erzählerin und neigte sich, die Arme um die Knie, nach vorne, «und das Schlimmste ist: Es ist wahr. Ich habe allmählich den Eindruck», fügte sie mit Bedacht hinzu, «dass nur erfundene Geschichten gut enden; die wahren enden alle so.»

Die dunklen, traurigen Augen des Jungen ruhten auf Lyndalls Gesicht, während sie sprach.

«Du kennst ihn auch, oder, Waldo?»

Er nickte. «Ja, aber in dem braunen Geschichtsbuch steht bloß, was er gemacht hat, nicht, was er dachte.»

«Ich habe auch nur in dem braunen Geschichtsbuch über ihn gelesen», sagte das Mäd-

chen, «aber ich *weiß*, was er dachte. In Büchern steht nicht alles.»

«Nein.» Langsam kam der Knabe näher und ließ sich zu ihren Füßen nieder. «Nie steht drin, was man wissen will.»

Alsdann verfielen die Kinder in Schweigen, bis Doss, der Hund, dem die ausgedehnte Stille nicht behagte, anfang, sie der Reihe nach zu beschnüffeln, und es daraufhin aus seinem Herrn hervorbrach: «Wenn *sie* doch nur sprechen könnten, wenn sie etwas sagen dürften!» Er machte eine ausladende Handbewegung. «Dann wüssten wir jetzt mehr. Zum Beispiel, wie diese *Kopje* hierhergekommen ist. In meinem Geografiebuch steht, dass das ganze Land früher einmal von Seen bedeckt war, und ich glaube» – vor Aufregung überschlug sich beinahe seine Stimme – «ich glaube, die flachen Hügel da drüben waren einst das Ufer von einem See und diese *Kopje* besteht aus Steinen, die auf seinem Grund lagen und vom Wasser aufgehäuft wurden. Doch wieso hat das Wasser dann nur diesen einen Haufen gebildet, ausgerechnet hier in der Mitte der Ebene?» Auf diese gewichtige Frage wollte sich niemand eine Antwort anmaßen. «Als ich klein war», sagte der Junge, «habe ich mich bei der *Kopje* immer gefragt, ob vielleicht ein Riese darunter begraben liegt. Jetzt

weiß ich, dass es das Wasser war; aber wie? Es ist wahrlich verwunderlich. Kam zu Anfang ein kleiner Stein, der alle anderen aufgehalten hat?» Auf einmal klang er ganz leise und ernst, fast so, als führte er Selbstgespräche.

«Ach Waldo! Gott hat doch die kleine *Kopje* hierhergestellt», erklärte Em würdevoll.

«Ja, und wie?»

«Durch seinen bloßen Willen.»

«Aber wie hat sein Wille sie hierhergebracht?»

«Weil es eben so war!»

Der Tonfall dieser letzten Worte duldete keinen Widerspruch. Was der Fragende davon hielt, blieb dahingestellt, denn er gab keine Antwort und drehte sich weg.

Nachdem er weiter zu Lyndall aufgerückt war, wagte Waldo nach einer Pause einen erneuten Vorstoß: «Manchmal, wenn ich mit meinen Schafen unter dem Vorsprung liege, habe ich das Gefühl, als würden die Steine mir etwas erzählen – von uralten Zeiten, als es noch lauter seltsame Fische und Tiere gab, die heute längst versteinert sind, und die Buschleute hier lebten, die alle ganz klein und hässlich waren, in den Windhundhöhlen und den *Sloots* hausten, Schlangen aßen und mit ihren vergifteten Pfeilen auf Antilopen schossen. Einer von ihnen, einer von die-

sen wilden alten Buschmännern, hat die Bilder da gemalt. Er wusste nicht, warum, aber er wollte irgendwas machen, und so hat er eben gemalt. Es war sehr, sehr schwierig, den Saft für die Farbe zusammenzukriegen, und dann hat er sich diesen Felssporn gesucht und dort gemalt. Uns kommen die Bilder heute sonderbar vor, und wir lachen darüber, aber in seinen Augen waren sie wunderschön.»

Die Kinder hatten sich umgedreht und begutachteten die Malereien.

«Hier hat er nackt gekniet, wie ein Besessener gemalt und sich selber über die Dinge gewundert, die er gemacht hat», sagte Waldo und fuhr in wilder Begeisterung mit der Hand durch die Luft. «Aber die Buren haben alle Buschleute erschossen, und es wird nie wieder ein gelbes Antlitz zwischen den Steinen hervorlugen.» Er hielt inne. Ein verträumter Ausdruck trat in sein Gesicht. «Die Wildantilopen sind ausgestorben, diese Zeiten sind vorbei, und inzwischen sind wir da. Aber auch wir werden irgendwann wieder weg sein, und dann liegen hier nur noch die Steine und schauen wie eh und je in die Gegend. Ich weiß, dass ich es bin, der denkt», fügte er zögernd hinzu, «dabei scheint mir, als wären sie es, die sprechen. Weißt du, was ich meine, Lyndall?»

«Nein, weiß ich nicht», antwortete sie.

Unterdessen war die Sonne hinter den Hügeln versunken, und dem Jungen fielen plötzlich seine Schafe wieder ein. Er stand auf.

«Gehen wir zum Haus. Ich will wissen, wer da gekommen ist», sagte Em, nachdem Waldo sich gemächlich auf den Weg zu seiner Herde gemacht hatte. Doss war seinem Herrn dabei dicht auf den Fersen und schnappte nach seinen zerfetzten Hosenbeinen, die sachte im Wind flatterten.

### 3

Ich bin Gast gewesen,  
und ihr habt mich beherbergt<sup>9</sup>

Jenseits der *Kopje* bot sich den Mädchen ein ungewohnter Anblick. An der Hintertür des Farmhauses hatte sich ein kleinerer Auflauf gebildet.

Auf der Schwelle stand, die Hände in die Hüften gestemmt und mit glühenden Wangen, Tant' Sannie und schüttelte grimmig den Kopf. Zu ihren Füßen hockte die der Burenfrau treu ergebene gelbgesichtige Hottentottin, und drum herum scharten sich mehrere schwarze Kaffernmägde, die halb nackten Leiber in Wolltuch gehüllt. Zwei hatten auf einem Holzklotz gerade